

Wir sagens nicht weiter..

Autor(en): **Strehlen, Oswald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Möwen, die sich auf den Wogenkämmen wiegten. Dann stand er mit ihr oben auf der Höhe der Wurmlikerkapelle, und sie sagte mit leuchtenden Augen: „Heinrich, du hast eine schöne Heimat.“ Unendlich viele liebliche Bilder aus Schwaben gaukelten an ihm vorüber. Auf einer Festwiese tanzte man Ringelreihen. Da hatte er zur Rechten Doia, zur Linken Tilla Sched, beide in rosenroten Kleidern. Plötzlich war er mit Doia daheim in der Stube der Mutter. Das herbinnige Gesicht der alten Frau lächelte: „Ja, das ist die Weihin, die Ebenbürtige, die ich dir zugeordnet habe; es ist zwar eine italienische Weihin, aber doch eine!“ Da fing Doia Deutsch zu reden an und sprach es mit ihrer tiefen, klingenden Stimme vortrefflich. Plötzlich aber wurde es Nacht. Die Flammen schlugen aus der von Rösle angezündeten Mühle. Zwischen den aufrückenden Feuersprützen stand Grimelli. In seinem Traum rief Heinrich den Feuerwehrleuten zu: „Nehmt ihn gefangen. Es ist ein entlaufener Verbrecher!“ Jedoch niemand außer ihm und Doia konnte den Wüterich sehen, der eine zerrissene Fessel am Fuß schleppte. Mit vorgehaltenem Gewehr trieb der Unhold Doia in die Feuersbrunst hinein. Sie ging den Rücken gegen die Flammen gewandt Schritt um Schritt vor ihm zurück, die großen Augen voll entsetzlicher Angst. Da spürte sie den nahen Tod. Hätte sie nur „Heinrich, Heinrich“ gerufen, so hätte er sich rühren und sie retten können. Sie aber rief: „Maria-Angela, Maria-Angela Potolomeo!“

Aus dem furchtbaren Traum erwachte Heinrich schweißgebadet, zerschlagen, unglücklich.

Trostreich schien nach der Winternacht die Morgen Sonne in das Zimmer; er schüttelte, so gut es ging, den Mahr von sich und rüstete sich für die Fahrt nach Lugano.

Da überraschte ihn die Stimme Testas, der sich zu der ungewohnt frühen Stunde mit jemand lange und angelegentlich unterhielt. Darüber wunderte er sich.

Als er ins Wohnzimmer trat, schrieb der Hausherr eben die Depesche an Doia, wandte sich aber sogleich ihm zu: „Schlechte Nachricht von Altanca herunter! Grimelli hat den Sindaco überfallen. Wie das möglich war trotz der polizeilichen Bewachung des Hauses? — Es ist eine alte Geschichte, unsere Leute harren im Regen nicht aus. Bis zum Einbruch der Dämmerung standen ihrer zwei davor. Da sagte der eine: „Wenn der Alte so fälschig ist und uns keinen Wein hinausgeschickt, gehe ich in die „Croce bianca“; stehe du auf dem Posten; wir lösen einander ab.“ Dem, der blieb, wurde das Wetter auch zu schlecht. Er schlich sich in einen Stall, wo ein hübsches Mädchen mit dem Vieh zu tun hatte, und leistete ihr Gesellschaft.“

„Und der Sindaco?“ fragte ihn Heinrich atemlos.

„Ueber den Vorgang selber weiß man gar nichts“, berichtete Testa, der seine Klarheit schon wieder gewonnen hatte; „niemand hat Grimelli kommen, niemand gehen sehen. Es kann sich auch nur um Augenblicke gehandelt haben. Zwei Schüsse gingen. Als die Nachbarn herbei eilten, lag Cesari bewußtlos zusammengebrochen auf der Schwelle seines Hauses, neben ihm tödlich getroffen der Hund Bello, der sich wahrscheinlich auf den ersten Schuß hin auf den Verbrecher losstürzen wollte. Cesari selber ist völlig unverletzt; der ihm zugeordnete Schuß ging in den Türpfosten, und über einen weitem verfügte Grimelli wohl nicht; man fand den leergehoffenen Revolver weggeworfen. Dagegen scheint es, daß Cesari infolge des Schreckens einen Schlaganfall erlitten hat, einen Bluterguß ins Gehirn; er hat die ganze Nacht die Sprache nicht mehr gefunden. So liegen die Einzelheiten des Vorfalles im unklaren, und man weiß noch nicht, ob der Zustand des Sindaco lebensgefährlich ist oder nicht. Der Arzt, der die nähere Untersuchung vornehmen soll, hat sich aber bereits auf den Weg gemacht!“

Fortsetzung folgt.

Wir sagens nicht weiter . .

Eine Skizze von Oswald Strehlen.

Angefangen hatte es wie bei jedem schlimmen Buben. Willi, der Vaters Verbot, im Bach zu spielen, durchaus nicht anerkennen wollte, kam erst ganz beschmutzt und durchnäht nach Hause, nicht ohne Angst vor den längst angedrohten und nun auch in greifbare Nähe gerückten Prügel — wenn die große, allzeit hilfsbereite Schwester Magdalena nicht gewesen wäre, die seit Mutters Heimgang die jüngeren Geschwister betreute.

Geduldig zog sie dem kleinen Willi die nassen Kleider aus und wusch dieselben durch, nachdem sie ihm neue gegeben hatte.

„Wir sagen's nicht weiter!“ bettelte der Bub mit ängstlichen Augen, und das große Mädel strich ihm lieblosend übers Haar.

„Keine Angst, Willi! Es bleibt unter uns!“

Der Vater hat es nie erfahren, und Willi ließ trotzdem das verhängnisvolle feuchte Spiel ganz von selbst. Dafür gab es in der Schule neue Nüsse zu knacken. Im Rechnen wollte es durchaus nicht vorwärts gehen, und außerdem war Willi furchtbar zerstreut.

Es war also tatsächlich kein Wunder, daß eines Tages dem Lehrer die Geduld riß und er in einem Briefe an die Eltern verlangte, man möge nach dem Sprößling fragen kommen.

Ganz verheult kam der Bub an diesem Tage heim. Nun würde es doch Schläge geben. Oft genug hatte ihn schon der Vater in letzter Zeit so merkwürdig prüfend angesehen gehabt, doch die Schwester öffnete das Schreiben sachlich und versprach, schon alles zu regeln.

So ein langes, würdevolles Kleid, wie an diesem Morgen, hatte Magdalena noch niemals getragen, und auch das Haar steckte sie so auf, daß man sie ganz gut für Willis Mutter halten konnte. Mit Mühe und Not rentete sie beim Lehrer noch alles ein, doch als sie nach Hause kam, sagte sie ernster als sonst:

„Nun mußt du dich aber wirklich bessern, Willi! Wir werden jeden Abend zusammen lernen!“

„Aber wir sagen's nicht weiter, Magda!“ hat er wie damals.

„Keine Angst, mein Kind, es bleibt unter uns!“ erwiderte sie.

Der einst so faule Schüler besserte sich wirklich zu seinem größten Vorteil. Und mit Freuden konnte der Vater aus den Zeugnissen ersehen, daß er sich in den Fähigkeiten seines Söhnchens ganz gewaltig geirrt hatte.

Willi hieß Wort und Magda freute sich.

Nun war ja nichts mehr, was sie vor dem Vater verheimlichen mußte. Mit ihren beiden anderen Schwestern, die in einem auswärtigen Institute waren, verband sie ja doch nie dieselbe Innigkeit, wie mit dem Jüngsten.

So vergingen die Jahre, und Magdalena hatte manch schönen Heiratsantrag ausgeschlagen. Erst um Vaters Willen, und als dieser gestorben war, hatte Willi trotz Doktordiplom und guter Anstellung gebeten: „Du darfst mich nicht verlassen, Magdalena! Was täte ich ohne dich!“

Da war sie geblieben, ohne zu klagen und zu wünschen. Schon lag der erste Schnee auf ihrem Scheitel, als Willi eines Tages ganz verändert heim kam. Er hatte ein reiches Mädchen kennen gelernt und gedachte es in kürzester Zeit zu heiraten:

„Dann bist du mich los, Magdalena!“ jubelte er und schien ihre traurige Miene gar nicht zu bemerken. „Aber vorläufig sagen wir's nicht weiter!“

Seltam bewegt, strich sie über sein erhitztes Gesicht, als sie traumverloren erwiderte: „Es bleibt unter uns!“

Und dann kam ein Tag, da wußte Magdalena tatsächlich nicht, für wen sie Feuer machte und einkaufen ging, für wen sie kochte. Sie war ja allein, mütterleerenallein!

Nach einer flüchtigen Vorstellung seiner Braut, hatte Willi Hals über Kopf Hochzeit gemacht und lebte nun in der schönen Wohnung, die seine junge Frau sozusagen in die Ehe mitgebracht hatte.

Aber als der erste Glücksrausch verflogen war, da fehlte Willi trotzdem etwas: Magdalenas treue, besorgte, mütterliche

Hand, und ihre alles verstehende und verzeihende Liebe.

Ritty war ja so schnell böse und konnte so schwer verzeihen. Da kam er sich plötzlich so undankbar vor, es drängte ihn, Magda endlich zu sagen, wie lieb er sie doch eigentlich immer gehabt hätte und daß sie nun immer bei ihm wohnen könne. Ritty war ja so ungeschickt. Und dann käme endlich wieder etwas Genießbares auf den Tisch.

So lief er eines Tages, noch vor dem Bureau, zu seiner Schwester, ihr das zu sagen, was er im blinden Egoismus vergessen hatte, und er klopfte stürmisch an der altvertrauten Tür.

Kein Öffnen. Vielleicht schläft sie noch, doch wozu hat er den Schlüssel bei sich? Er tritt leise ein. Alles ist wie einst und doch so leer, so freudlos, keine Blumen, wie sonst, keine Aepfel im Fenster.

„Magdalena!“ ruft er in heller Angst und steht vor ihrem Bett. Ein Herzschlag muß ihrem Leben ein Ende gesetzt haben, dem Leben, das so einsam und inhaltslos durch seinen Fortgang für sie geworden war.

Plötzlich begriff er alles. Und Tränen der Reue traten in seine Augen, als er bei der Toten niederkauernd flüsterte: „Bei dir bin ich doch am glücklichsten gewesen, hätte eigentlich nie heiraten sollen . . .“

Und wie in alter Gewohnheit wollte er hinzufügen: „Aber wir sagen's nicht weiter!“

Nein, diesmal strich ihm die große Schwester nicht mehr begütigend über sein erhitztes Gesicht, heute lächelten ihre Züge in einer großen, alles verstehenden und alles verzeihenden Liebe. —

Das Wunder

Von Hilde Sollberger.

Die Stille des Zimmers lastete drückend auf Frau Inges Wesen, die am Fenster saß und Strümpfe stopfte. Sie, die sonst für jede ruhige Minute dankbar war, die ihr die Kinder ließen, vermied heute Lenes fröhliches Geplauder und Ruths quackelbrige Ruhelosigkeit. Drängend und in immer angstvollerem Bangen stand unablässig die Frage wie ein drohendes Unheil vor ihr: wie schaffen wir es? Mein Gott, wie bringen wir dieses Geld zusammen bis zum Tage der Abrechnung? Wie sollen wir bis in vier Wochen 500 Franken ersparen können, wo sonst die Einkünfte nur zum Allernötigsten hinreichen? Unnötig überhaupt nur an so etwas zu denken! Aber wer, wer gibt uns das Geld? Verwandte, Freunde etwa?

In Gedanken ließ sie alle Ihre nähern Verwandten und Freunde Revue passieren, doch ein Name nach dem andern von all' denen, die ihrer Meinung nach in der Lage gewesen wären zu helfen, blieb bei näherer Betrachtung zurück. Keiner, kein Einziger würde das Geld hergeben! Alle würden es eher in ein fragliches Spekulationsunternehmen stecken, als einem armen, durch Krankheiten aller Art in Rückstand geratenen Schlucker leihen! Und doch, das Geld mußte herbeigeschafft werden, koste es was es wolle.

Das Einzige, das ihnen schließlich geblieben war, ihr ehrlicher Name, sollte man ihnen nicht nehmen können! Aber . . . war dieser Name überhaupt noch ehrlich? War er nicht bereits beschmutzt durch die Tat, um deretwillen sie sich heute und alle die vergangenen Tage und Nächte so sehr gequält hatte? Diese Schuld, die auf ihr lastete, ihr den Schlaf und ihr freies, aufrechtes Wesen raubte und sie zu einer ruhelosen Existenz verurteilte!

Diese Schuld, die ihrem Gatten die so notwendige Ruhe zu seiner täglichen nervenraubenden Arbeit nahm, die wie schleimendes Gewürm die harmlose Fröhlichkeit der Kinder zerstörte, wenn diese die Eltern mit vergrämten, sorgenvollen Gesichtern herumfingern sahen.

Aber es waren so schlimme Zeiten gewesen. Anhaltende Krankheiten und Umstände vieler Art hatten die sonst in guten,

soliden Verhältnissen lebende Familie in solche Notlage gebracht, daß Frau Inge keinen andern Ausweg mehr sah, als nach dem ihr anvertrauten Gelde zu greifen, wenn sie nicht vorzog, daß man ihnen alles wegnahm und sie mit den Kindern auf die Straße stellte. Mit schwerem Herzen und nur der äußersten Not gehorchend, hatte sie sich mit Einverständnis ihres Mannes entschlossen, einer ihr anvertrauten Summe 1000 Franken zu entnehmen. Sie hatten gehofft, nach der Arbeitswiederaufnahme des Ehemannes diese Summe in monatlichen Raten zurücklegen zu können bis die Rückzahlung der anvertrauten Summe fällig war. Aber es war leider anders gekommen. Erneute Krankheiten und zu alledem ein sehr empfindlicher Lohnabbau hinderten sie, allmonatlich den nötigen Betrag ersparen zu können. Immer näher rückte der Verfalltag und stand als drohendes Gespenst hinter jeder kleinsten Anschaffung und trotz äußerster Einschränkungen war es nicht möglich gewesen mehr als 500 Franken einzusparen. Und nun zerbrach sie sich den Kopf, wo sie die restlichen 500 Franken hernehmen sollte in der kurzen Zeit, die ihr noch verblieb. Herbeischaffen mußte sie das Geld, wollte sie nicht als Diebin dastehen. Was würden ihr alle Versicherungen nützen, den Fehlbetrag so rasch wie möglich samt Zinsen zu ersetzen, sie mußte doch ihre Schuld eingestehn und sie, sie allein war haftbar für die Summe, denn ihr war das Geld übergeben worden. —

Heiße Tränen rannen der gequälten Frau über die bleichen Backen. Würgendes Schluchzen erfüllte den stillen Raum. Nein, es gab keine Hoffnung, ein Wunder mußte geschehn! In dieses trostlose Weinen hinein ertönte vom Gang her ein Jubelgeschrei der Kinder.

„Mutti, Mutti! Tante Else ist da!“ schrien die wilden Mädels durcheinander. Rasch trocknete Frau Inge ihre Tränen, sprang vom Stuhle auf und versuchte die Angekommene mit einem frohen Lächeln zu begrüßen. Das Lächeln aber fiel so traurig aus, daß die Freundin, die die Kinder Tante Else nannten, sofort die verwischten Tränen Spuren bemerkte und erstaunt fragte:

„Nanu, Inge, mir scheint, Du hast geweint! Was ist denn los?“

„Ach nichts, Liebes, das kommt bei mir schnell vor, nicht der Rede wert! Kinder“, wandte sie sich an die Mädchen, „ihr könnt mir schnell Brot und Butter holen, damit wir Tante Else etwas vorsetzen können, es ist ohnehin gleich 4 Uhr und Zeit zum Tee!“ Rasch händigte sie den Mädchen das Geld ein und wandte sich wieder dem Gast zu.

„Schön, daß Du kommst Else, ich habe bereits all die letzten Tage gedacht, ob Du wohl schon im Lande siehst! Nimm Platz Else und mache es Dir bequem! Hattest Du gute Reise und wann bist Du gekommen?“ Fragend schaute Frau Inge auf ihre Freundin und räumte dabei ihren Fließkorb ein.

„Ja verzeih, daß ich erst heute zu Dir komme, doch meine Schwester hatte dieser Tage so viel zu tun, weil ihr Mädchen plötzlich erkrankte und sie mit den Kindern und all der Arbeit nicht recht fertig wurde, bin ich rasch eingesprungen und habe ihr geholfen, sonst wäre ich bestimmt eher gekommen!“

In rascher Folge sprachen sie von diesem und jenem; in der Hauptsache war es Inge, die erzählte, während Else aufmerksam zuhörte. Immer wieder glitt der Blick der Freundin prüfend über das bleiche Gesicht der jungen Frau.

„Aber nun verzeihe, daß ich Dir gleichsam als Wiedersehensfreude so viel Unerfreuliches erzähle, doch Du kennst gewiß die Worte: Bessers Herz voll ist, dem achzt der Mund über! Laß uns von Dir sprechen!“ schloß Inge ihren Bericht.

„Nein Inge, erzähle nur weiter! Siehe, wenn ich Dir zuhöre, dann kommt mir so recht zum Bewußtsein, wie undankbar ich oft gegen mein Geschick bin und wie sehr verwöhnt ich mich eigentlich schäken kann! Ich bin gesund, habe mein gutes Auskommen, Arbeit die mich befriedigt, 3 Mal im Jahr Ferien, kann reisen wohin es mir gefällt und doch gäbe ich oft all dies gerne hin für ein trautes Zuhause, für Menschen, die ganz zu mir gehören, für die ich leben darf! Also erzähle ruhig weiter,